

Entzonungen – Zur Erogenität des Filmischen und ihrer Verschiebung im Videoessay

Johannes Binotto

Triebschicksale sind auch Begriffsschicksale. In unserem alltäglichen Sprachgebrauch hat sich der freud-sche Ausdruck der »erogenen Zone« so erfolgreich und breit etabliert, dass uns seine psychoanalytische Herkunft schon gar nicht mehr bewusst ist. Im Feuilleton der Tageszeitung taucht der Begriff ebenso selbstverständlich auf wie in der Werbebroschüre für den Massagestab und kein Lifestylemagazin, das nicht mit Checklisten wie »8 erogene Zonen bei Frauen« oder »15 geheime Lustpunkte beim Mann« aufwartet. Demgegenüber hat merkwürdigerweise der dazugehörige Begriff der »Erogenität« (die Schreibweise ist die von Freud) kaum Karriere gemacht. Man mag die Probe aufs Exempel machen und in einer beliebigen Runde von »Erogenität« sprechen und wird nur Stirnrunzeln ernten, während die Anwesenden bei der Erwähnung von erogenen Zonen bestimmt sofort wüssten, wovon man spricht.

Erogenität jenseits der erogenen Zonen

Tatsächlich ist dieses extreme Ungleichgewicht zwischen den maximal geläufigen »erogenen Zonen« auf der einen und der nahezu unbekanntenen »Erogenität« auf der anderen Seite durchaus instruktiv. Es spiegelt sich darin eine extreme Spannung zwischen Versprechen von Eindeutigkeit und verunsichernder Unkontrollierbarkeit. Denn an der Rede von erogenen Zonen gefällt wohl vor allem die Zone: Sie impliziert, dass sich sexuelle Lust eindeutig in bestimmten Regionen des Körpers situieren und mithin festlegen, ja buchstäblich einzonen lässt. Wenn die oben erwähnten Magazine erogene Zonen in ihren Ratgebern mit besonderer Vorliebe zu »Lustpunkten« reduzieren, radikalisieren sie die Idee der Zone und führen dabei eigentlich nur besonders explizit jene mechanistische Konzeption von Sexualität vor, die auch sonst gerne mit der Vorstellung von erogenen Zonen einhergeht: Bitte hier streicheln, dort lecken. Lust entsteht, wenn die »richtigen« Punkte am eigenen und fremden Körper behändigt werden.

Demgegenüber meint hingegen der Begriff der Erogenität etwas radikal anderes, wenn nicht gar das Gegenteil solch einer Libidoaktivierung auf Punktdruck. In seinem Aufsatz *Zur Einführung des Narzissmus* von 1914, in dem Freud den Begriff der

Erogenität einführt, heißt es: »Nennen wir die Tätigkeit einer Körperstelle, sexuell erregende Reize ins Seelenleben zu schicken, ihre Erogenität [...]. Wir können uns entschließen, die Erogenität als allgemeine Eigenschaft aller Organe anzusehen, und dürfen dann von der Steigerung oder Herabsetzung derselben an einem bestimmten Körperteile sprechen.«¹ Statt sich auf Zonen oder gar Punkte eingrenzen zu lassen, wird also an der Erogenität gerade ihre Fähigkeit zur andauernden Verschiebung und Entgrenzung betont. Wenn Freud seine Aussage wirklich ernst meint, alle Organe hätten die Eigenschaft der Erogenität, dann sind mithin auch nicht nur jene äußeren Organe wie etwa die Genitalien gemeint, die wir gemeinhin als erregbare Körperregionen erachten, sondern auch innere wie etwa Milz oder Leber. Wie viel von einer solchen Erogenisierung des Körperinneren bewusst wahrzunehmen sein mag, bleibe dahingestellt. Brisant ist vielmehr, dass eine solche auf alle Organe ausgedehnte Erogenität die Grenzen zwischen Innen und Außen überschreitet und stattdessen den erregbaren Körper als ein topologisches Gebilde entwirft, als das, was man in der Mathematik eine nicht-orientierbare Fläche nennt, wie etwa ein Möbiusband oder eine Klein'sche Flasche. Wie die Klein'sche Flasche, dessen Außenseite in die Innenseite übergeht, was bewirkt, dass wer Wasser aus einer Klein'schen Flasche gießt, damit zugleich Wasser in sie hineingießt, lässt auch die potenziell auf alle Organe sich ausdehnende Erogenität keinen Gegensatz zwischen Außenhaut und Innenraum des Körpers gelten. Freud wird denn auch in seinem Fragment gebliebenen *Abriss der Psychoanalyse* von 1938 schreiben: »[E]igentlich ist der ganze Körper eine solche erogene Zone«² und damit den Begriff der Zone eigentlich ad absurdum führen: Denn wenn die Zone kein abgeschiedener Bereich mehr ist, sondern potenziell alles umfasst, verliert das Wort jeden Sinn. Vielmehr gilt, dass alles zum Schauplatz der Erogenität werden kann. Abhängig davon, wie weit wir den Begriff des Körpers fassen – was ist zum Beispiel mit den Kleidern, die ich anlege, dem Ring, den ich über den Finger oder andere Körperteile ziehe, das Messer mit dem ich mich ritze? – überschreitet die Erogenität vielmehr auch die Unterscheidung zwischen Menschlichem und Nicht-Menschlichem, Leib und Gegenstand, Lebendem und Totem.

Dass potenziell alles zum Ort der Erogenität werden kann, hört sich unerhört an, deckt sich aber durchaus auch mit unserer eigenen Alltagserfahrung: Wer hat noch nicht erlebt, dass eine Körperstelle, an der ein begehrt Mensch uns zum ersten Mal berührt, mit einem Schlag erregend aufgeladen wird? Das kann an der rechten Schulter ebenso gut passieren wie am linken Fuß, an Wange, Ellenbogen oder Innenschenkel.

Besonders eindrücklich hat Serge Leclaire diesen Prozess der Erogenisierung als eine Inskription beschrieben, in der durch eine Liebkosung eine Unterscheidung erzeugt, eine Differenz in den Körper eingetragen wird, die den Zugang zur Erfahrung der Lust als einer »reinen Differenz« eröffnet.³ Dabei aber betont Leclaire meines Erachtens an diesem Akt der erogenen Inskription allzu sehr das Definitivische, etwa wenn er insistiert, dass mit ihr »ein für allemal ein Unterscheidungsmerkmal gesetzt ist.«⁴ Mit dem Fokus auf diesem »ein für allemal« droht die fundamentale Verschiebbarkeit und Unwägbarkeit der Erogenität bereits wieder aus dem Blick zu geraten und stattdessen scheint es dann in der Folge darum zu gehen, eine zwar je individuelle und somit durchaus nicht-normative, für die einzelne Person aber gleichwohl definierende Karte und Geschichte der eigenen Körperinschreibungen »ein für allemal« nachzuzeichnen. Wieder sind wir abgedriftet von der Erogenität als dynamischer Prozess und bei der erogenen Zone als bestimmbarer Endpunkt gestrandet.

Im Gegensatz dazu möchte ich bei der Erogenität als einem Konzept bleiben, in dem es weniger um fixierende Markierungen als um Entgrenzungen, weniger um Definitionen als um Potenzialitäten geht. Ich folge damit eher Gilles Deleuze und Félix Guattari, die in ihrem *Anti-Ödipus* Leclaires erogene Inskriptionen zu lesen versucht haben, als Beispiel dessen, was sie den »organlosen Körper« nennen werden: »In diesem Sinne benennt Leclaire als »erogenen Körper« nicht den zerstückelten Organismus, vielmehr die Äußerung präindividueller und präpersonaler Singularitäten, die reine, verstreute und anarchische Vielheit ohne Einheit noch Totalität [...]«.⁵

Wie Monique David-Ménard gezeigt hat, ist diese von Deleuze und Guattari entworfene »Theorie der Sexualität, die es ablehnt, die Organe unter einem Organismus zu vereinigen« der